

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

20.12.1931 (No. 51)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 51



20. Dez. 1931

Emma Mayer / Das Durlacher Bienleinstor

Seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts war Durlach ein Oppidum mit Toren, Ringmauer und Graben. Der bekannte Meriansche Stich zeigt die wohlbefestigte Stadt vor der Zerstörung von 1689 mit der Stadtmauer und den vier Toren; dem Basler im Süden, dem Blumen- im Osten, dem Ochsen- oder Pfingstor im Norden, und dem Bienleinstor: es bewachte an der Hauptstraße, unweit der jetzigen Bezirksparkasse, den Verkehr nach Westen. Von hier führte der Weg bis etwa 1770 über die Schleifmühle und das steinerne Brücklein nach Rintheim, an dem Gottesauer Jägerhaus vorbei nach Gottesau, Mühlburg und Rafatt.

Während die Benennungen der andern Tore sich ohne weiteres von selbst erklären, scheint die Herkunft des Namens „Bienleinstor“ dunkel. Nach A. G. Fecht (Geschichte der Stadt Durlach 1869 S. 655) war es 1553 das „Bücherlingstor“. 1695 schrieb man „Büenlinstor“. Wenigstens heißt es so in dem Vertrag zwischen Friedrich von Reichau, „Hochfürstlich Marggrävlich Badischen Geheimen Rath, auch Obervogt zu Mühlburg“, und der Markgräfin Augusta Maria. Damals verkaufte von Reichau „alle seine inn undt umb die Stadt Durlach undt deren Nezier habende ligende Güthere“, darunter „ein Stück Gartten nechst dem Büenlinsthor, zwischen des Pfarrers Lindemanns zu Blanchenloch Erben undt Benigell Allajen, dem Kandenwürth, gelegen“. (G.L. Archiv: Specialia Baden-Durlach, Durlach, Häuserstand.)

Vielleicht knüpft sich der Name an die Bezeichnung eines Gewannes an; das Volk aber erzählt, daß man einst von dort die Belagerer durch Bienen vertrieben und seitdem das Tor nach den Netterinnen also genannt habe.

1845 wurde das Bienleinstor abgebrochen, weil es häufig war und den Verkehr hinderte. Die zwei Gedenktafeln, die es getragen, mauerte man am Treppenaufgang des Durlacher Rathhauses ein. Die ältere mißt 0,58x1,70 Meter, die jüngere 0,88x1,52 Meter; ihre Inschriften sind in lateinischen Majuskeln gehauen. Und wo wären die Ueberreste des Bienleinstores, dessen Namen die Durlacher formten und dessen Schicksal sie bestimmten, besser untergebracht als im Haus der Stadt! Hier reden sie von der Not vergangener Zeiten und Menschen und, durch ihr eigenes Dasein, vom Geschick ihres einstigen Trägers. Viele beachten die Steine wohl nicht. Doch mancher steht still und lauscht nachdenklich ihrer Kunde.

Was die ältere erzählt:
„Ein unerhorte Theurungsnoth
schickt uns zur Straf der liebe Gott,
als man zalt ein und sibenzit Tor
und damals bauwet dieses Thor.
Mit sibem Gulden zalt man gern
das Malter Waizen und den Kern.
Rocken und Erbsen kauft man gleich
umb die sechs Guldin, arm und reich.
Die Gerst galt vier, der Haber drey,
und blieb der Dinkel nit darbey.
Nilt Bazen umb ein Simerin Salt,
drey Bazen umb ein Pfundlin Schmalz.“

Ein Winter kalt, viel dießer Schnee,
das thet der Frucht und Weingart wee.
Im Herbst der Most vir Guldin galt,
und ward umb drey verkauft der alt.
Der Frieling war gar schon und warm.
Ach, Gott, dich über uns erbarm!
Nim hin die Straf, gib Guad und Segen
und laß uns ewig bei dir leben.“

Es war im Jahr 1571, als man bei der Wiederherstellung des Bienleinstores — 1583 hieß es darum noch das „neue“ Tor — dem Stein die Nahrungs- und Geldsorgen des bösen Jahres anvertraute. Was die Lebensmittel so verteuerte, war außer der Missernte das minderwertige Geld. Immer kleiner an Umfang, immer schlechter an Gehalt wurden die Münzen. Diesem „Kipper- und Wipperwesen“ suchte Maximilian II. durch die Reichsmünzordnung vom Jahr 1571 zu steuern, während Markgraf Karl II. für sein Land ein Verzeichnis guter Geldsorten aufstellen ließ, die allein von den Amtleuten in Zahlung genommen wurden.

So gejalzen die Rechnungen jener Zeit waren, so satzarm meist die Speisen; sparte man doch an der Würze, wenn ein Simerl 11 Bazen kostete. Nicht von der Günst der Bitterung — wie beim Getreide —, wohl aber von der des Markgrafen und der Stadt hing der Salzpreis ab. Gemeinsam besaßen beide das Salzmonopol und teilten sich in den Gewinn.

Doch nicht nur über das Steigen und Sinken der Preise gab das Bienleinstor durch seine Gedenktafel Auskunft; es regelte auch die Tageszeit. Schon 1647 besaß es ein Uhrwerk und eine über drei Zentner schwere Glocke. Freilich durfte es sich nicht lange der schönen Glocke erfreuen. 1663 nahm sie der Markgraf aufs neue Schloß in Mühlburg und entschädigte die Stadt durch eine kleinere, „von Hochstetten beigebrachte“.

Wichtig war das Bienleinstor wohl für das Leben der Bürger; nicht so für die Außenwelt. Schwerlich hätte die Gedenktafel sonst jene Zeiten, besonders das Jahr 1689, überstanden. Während die anderen Tore sehr nothlitten, wurde das Bienleinstor damals keines Angriffs gewürdigt! Trotz der drei bis vier Schüsse, die man an jenem verhängnisvollen Augusttag aus den „alten, eisernen Stücken“ abgab, kam der Feind — er griff von Osten an — dem Tor doch nicht nah.

Im 18. Jahrhundert erweiterte sich der Pflichtenkreis des Bienleinstors: den ganzen, stets wachsenden Verkehr zwischen der alten und neuen Residenz hatte es zu betreten, dazu wie vorher die Stadt gegen Westen zu sichern. Zweihundert Galden rückten Durlach und die Amtsorte an seine Ausrüstung. Für die Torbrüder — sie frankten noch immer an den Wunden der Beschickung — mußte es vier Bürgergewahrsame und fünf Kriminalgefangnisse aufnehmen. Dafür wurde ihm auch 1772 das Holzwerk seines zweiten Stockes durch Stein ersetzt.

Um jene fürs Land so wichtige Zeit der Vereinigung von Baden-Durlach und Baden-Baden, fügte man dem Bienleinstor seine zweite Gedenktafel ein, damit auch sie die Not der Zeit künde,

So erzählt die jüngere:

„Durch Theuerung, die man dort empfand,
strafte Gott igt weit mehr dieses Land,
nun sind, da sie die Nachwelt drückt,
zweyhundert Jahre hingerückt.
Das Malter Weizen und der Kern
galt über achtzehn Gulden gern.
Man rechnete dem aermsten Mann
für Roggen fünfzehn Gulden an.
Die Gerste ward um zwölz verkauft,
das Welschkorn neunzehn sich belauft.
Der Haber und die Hülsenfrucht
um acht oft noch umsonst gesucht.
Vier Heller galt sogar ein Ey,
denn nichts war von der Theuerung frey.
Der Herbst verspricht uns wenig Wein,
denn durch die Raesse fiel der Schein.
Doch gab die Erde wieder Brod,
und Gott erschien uns in der Noth.
Sihl ferner, Herr, laß unsern Seelen,
fehltis gleich dem Leib, es nur nicht fehlen.“

1771.“

Wieder lag ein Jahr des Mißwachses hinter der Stadt. Die Not zu lindern, wurde 1770 Getreide eingeführt und auf dem Durlacher Markt verkauft. Eine strenge Verordnung gab die Münzen an, die in der Markgrafschaft Geltung hatten. Die Lebensmittel kosteten zwei- bis dreimal mehr als zweihundert Jahre zuvor. Doch schlimmer als hohe Salzpreise waren die Aussichten auf wenig Wein! Dazu das teure Welschkorn, das man doch in jener Zeit reichlicher als Hafer anpflanzte! Von der Kartoffel schweigt die Inschrift, obwohl sie schon seit Anfang des 18. Jahrhunderts in

der Durlacher Gegend allgemein bekannt war. Außer den Gastwirten bauten die Durlacher nur für eigenen Bedarf. So spielte die Kartoffel im Handel der Stadt so wenig als bei der Besteuerung eine Rolle. Die Antwort auf eine Anfrage der Gemeinde Aue wegen des „Grundbirnen-Behenden“ lautete: „Durch das sub l. Marty 1749 l. N. 926 ergangene Fürstliche Rent-Cammer Decret wurde die Stadt Durlach von der Verzehdung der Grundbirnen und Stupfstrüben gnädigst befreiet“ — ein Erlass, der auch für Aue galt.

Mit diesem Jahr 1771 war die Höhe der Not erreicht.

Reiche Ernten füllten in den nächsten Jahren die Vorratsräume und ließen die aufgetriebenen Preise der Inflation überraschend schnell sinken, wenigstens für einige Zeit. Freude und Dankbarkeit darüber spricht aus dem Schluß der Inschrift:

„Auch half die Göttlich Allmachtshand,
die diese Noth von uns gewandt,
da in dem drausgefolgten Jahr
die Theuerung halb gefallen war.
So gar zwei Jahre weiter fort
war lauter Fülle aller Ort.
Der Kern galt sechs, der Roggen drei,
und nichts blieb von dem Segen frey.
Ach, Gott, laß dieses uns erkennen,
daß wir dich würdig Vater nennen.“

1774.“

So berichten die Gedenktafeln vom Dientestor im Durlacher Rathaus. Wer könnte die Armut, die sie schildern, wer die Freude über glücklichere Zeiten stärker nachfühlen als wir Zeitgenossen des Jahres 1931, die durch Wasser-, Hagel- und Geldnöte ängstet und auf bessere Zeiten hoffen!

Ein badischer Tunichtgut in Amerika

Lebensbild nach ungedruckten Briefen von Friedrich Eichrodt.

II.

Weiter schrieb Sommerichu unterm 2. August 1854 aus Sunbury an Eichrodt:

Rudolf Kuhmaul kam zu mir nach Blankers Farm im März 1851, erzählte seine Bonisviller Taten, die mich ziemlich disquittierten, arbeitete zwei Monate wie ein Vieh, war aber noch nicht dumm genug, um das Bauerengeschäft auszuhalten, geht in die Stadt zurück, wird bar-keeper, befaßt sich, geht als „Kaisers“ Verwalter auf dessen in „Sibirien“ gelegenes Gut, zankt sich mit ihm, ist unwissend genug, das Lob unwissender Bauern für schmeichelt zu halten und kurzfristig genug, in einer der elendesten Gegenden der Vereinigten Staaten sieben Monate Winter, heißer, ungesunder Sommer und ewiges Holzmachen durchzumachen. Er wohnt auf einem pachtfreien Hof von drei Viertel Morgen, in einem einzimmerigen, einfensterigen log-house ohne allen geistigen Umgang, außer seiner Pfeife, seinem Bruder, mit dem er hadert, seinen beiden Katzen, einer hirnverbrannten platonischen (also heftigen) Liebe zu einer „Ghefrau“, die auch gar nichts für sich hat (älter wie er und nicht schön, noch gebildet) als das unbegriffene Neue, und die monatliche Gesellschaft G., der nach „Wendelin“ sich noch immer benimmt, als ob er auf den K. Schulbänken säße, und all dies Elend läßt er seinen Bruder Otto teilen und fühlt zudem die Pflicht, seine Schwester kommen zu lassen. Im Dezember 1853 wendet er sich an mich „um Auskunft über meine Gegend“, und regt mich durch einige Verse (die immer besser sind wie seine Prosa) mächtig an. Ich fühlte, wie viel ich unverdient vor ihm durch glücklich sich fühlende Umstände voraus hatte, ich sagte ein so sehnsüchtiges Verlangen, ihm meine unveränderte Liebe, meine Achtung vor seinem Talent, meinen Schmerz, aber teilweise unverschuldetes Glück tatsächlich zu beweisen. Am 1. März 1854 sollte er kommen, kam aber nicht, da er außer Stande war, 14 D. zu erschwimmen, sondern sandte seinen zwanzigjährigen Bruder Otto, in dessen frühzeitig gebildeten Verstand man einigen Erfas für sein Proletarier-Aussehen finden konnte. D. war sehr eingenommen für die „Farmeret“, obgleich er davon praktisch nichts verstand als Holzhacken und Kornhauen, und nicht einmal ein Pferd aufzäumen konnte. Kenntnisse jeder Art waren ihm unbekannt und seine Fragen oft so naiv unwissend, daß man sich schämte, sie zu beantworten; englisch, meinte er am ersten Tag seines Hierseins, spräche er so gut wie deutsch, er sei überhaupt ein guter Arbeiter, und wenn ich ihm, was er noch nicht könne, zeigen wolle, so könne er das schnell lernen. Mit einer bedeutenden Unordentlichkeit verbindet er eine ziemliche Unreinlichkeit; er hat einen starken Willen, so lange er anhält, viel Gefühl und mehr als genug von jener vulkanischen Natur, um ihn zu ruinieren.

Vierzehn Tage nach ihm kam Rudolf; ich erschrak vor seinen eingefallenen Wangen, ich erschrak noch mehr vor dem scharfen Ton seiner Stimme, die den Umgang mit den gewöhnlichen Menschen zu deutlich verriet. Ich sah, er verstand mich nicht, er war mehr als überrascht, statt eines hart arbeitenden, in sich selbst genügsamen „Bauersmannes“ mich zu finden. Ich nahm mir vor, ihm meinen guten Willen gegen ihn unwiderleglich zu beweisen. Ich hielt ihn über acht Tage bei uns zurück, ließ ihn nie Hand anlegen, sondern bestrebt mich, ihm einige ganz unentbehrliche Kenntnisse von Pferden, vom Pflügen usw. beizubringen, vor allem

aber ihn körperlich und geistig einigermaßen zu restaurieren. Ich ritt zwei Tage umher, um ihm einen Platz zu verschaffen, den er annahm, fleißig arbeitete, Sonntags und zuweilen in der Woche herkam, und so mir näher kam. Auf seine Aufforderung führte ich gelegentlich gegebene Andeutungen über mein Unternehmen genauer aus; er und Otto, deren kühnste Wünsche bisher auf ein log-house und Nachbarschaft von mir beschränkt waren, brachen aus in lauter Freude über eine so unerwartete und großartige Aussicht. Meine Mitteilungen reichte ich fort, hoffend, sie nach und nach zu einem Gesicht geistiger Gleichheit heranzubilden. Otto war dankbar, das zeigte sein Auge; Rudolf war sehr dankbar, das zeigte sein einfühlsvolles Benehmen gegen meine M. Wenn ich zu barisch gegen dich werden sollte, sagte er, so erinnere mich an den Augenblick, wo du mir dies Anerbieten gemacht hast. Ich glaubte immer fester, ich hätte mit Unrecht ihn vor drei Jahren verloren gegeben, ich freute mich immer mehr auf seine Besuche, ich wurde immer offener gegen ihn, ich machte ihm Mitteilungen über ...

Im Mai bekam er Handel mit seinem Farmer, verklagte ihn, nahm mich als Zeugen mit und fand den berühmtesten Advokaten der Gegend in Senator v. Ohio sich gegenüber. Zum Glück kannte mich jener Mann, ersuchte R. mich für ihn plädieren zu lassen, was R. endlich zugab, um seiner Gesichtserziehung in sprachlich höchst komischer Form zu entgehen. Die Verhandlung wurde, dank des Gegenadvokaten seinem Ton, sehr anständig geführt, der Richter erklärte den Fall für einen schwierigen und daß er sein Urteil in zwei Tagen geben werde. R. hielt seine Sache für verloren, und dies zusammen mit lauter Lobspriechen über meine bewiesene Teilnahme und Geschicklichkeit bewiesen, daß er leider den Sinn des Gesprochenen nicht verstanden habe. Das Urteil fiel ganz zu seinen Gunsten aus; er sagte, „dem Verdienst seine Krone“, du hast den Prozeß gewonnen! Ich half ihm einen neuen Platz finden und den vorübergehenden Schatten eines Angetrunkenenseins ausgenommen, das ihn beinahe zu einer „Prügelzene“ verleitet hätte, wurden meine Hoffnungen auf ihn immer stärker. — Die Ernte kam, seine Arbeit (in einer „Backsteinfabrik“ 18 D. pr. M.) war zu Ende, er war froh, mir helfen zu können und „unter Seinesgleichen arbeiten“; schwang am ersten Tag die Sense, trotz aller Warnung in einer dir unbekanntem Hize, so viehmäßig, daß er drei Tage ganz unfähig zur Arbeit war. Er unternahm, was ich ihm öfter nahegelegt hatte, einen Brief an L. zu schreiben, war aber unfähig, den Ton zu finden. „Ich sehe wohl, daß L. und du mir in vielem überlegen sind“, was ich beantwortete mit: „non omnia possumus omnes“. In diesen so schön begonnenen Tagen erlaubte er sich durch Beschimpfung seines Bruders D. eine solche Verletzung des Gastrechts, daß ich mich tief verletzt fühlte von so kraffer Rücksichtslosigkeit. R. hatte formal D. gegenüber jedenfalls Unrecht, seine materiellen Behauptungen suchte ich durch Erzählung ihm noch unbekannter Blige von D. zu entkräften, mich aber wohl hütend, den „Vermittler“ zu spielen. Ich durfte hoffen, daß, was auch immer seine Ansicht über D. sei, er eine Erklärung mit diesem herbeigeführt hätte, um die peinliche Spannung von unserem Hause wegzunehmen. Zwei lange Tage hat er dies nicht getan, am dritten arbeitete er für einen Nachbarin und kam in einem schweren Branntweinkrausch nach unserem Haus zurück. Was er da noch

Verständiges sagte, zeigte, wie unverstanden ihm's doch war. Sein Publikum erfüllte mich mit Ekel, Trauer und Furcht; denn hing nicht mein teuerstes Geheimnis, die unbefleckte Ehe oder teuere Frau, ihre und meine Zukunft an einer betrunkenen Zunge? Doch wußte ich auch, daß nach dem ersten verräterischen Worte er das zweite nicht mehr gesprochen hätte. Endlich ging er zu Bett. Welche Stunde ich vor dem Einschlafen zubrachte, kannst Du vielleicht vermuten, bis ich zu dem Entschluß kam, mich von einem so gefährlichen Freund zu befreien. Am Morgen machte er nicht die geringste Anstalt zu einer Erklärung, ich erklärte ihm daher, daß er mit D. nicht länger zusammen sein könne und daß ich wünschte, er ginge nach Missouri. Er war einverstanden; dies war Samstag. Der Sonntag mußte also noch erlebt werden. Er trat mir mit den Worten entgegen: „Du, ich weiß wirklich nicht, was dies zwischen uns ist“, worauf ich erwiderte: „Eine Erklärung gebe ich erst, wenn du von hier fort bist“; im übrigen hütete ich ihn vor dem Besuch von Wirtshäusern. Nun als er fort war, fühlte ich recht lebhaft, wie schwer es ist, sich vor seinen guten Freunden in acht zu nehmen. Vor acht Tagen kam ein Brief von ihm, nicht an mich, an D., den er beauftragt, mir zu melden, daß er die von mir erhaltene Adresse nach Missouri „verloren“ habe; hingegend sei er in einer Gegend bei St. Louis, wo der Lohn zwar schlecht, aber es von Klapperichlangen wimmle. Am 31. Juli ging D. dorthin ab, um ihn von da wegzureißen und sonstige Verhältnisse zu ordnen, und nahm folgende Zeilen von mir mit: „Da ich in der Erwartung eines Briefes von Dir getäuscht worden bin, gebe ich bloß die versprochene „Erklärung“: Ich wurde kalt gegen Dich, weil ich Dein Benehmen gegen Otto für unverantwortlich hielt, ich wünschte Dich von hier fort, weil ich nicht meine Zukunft von einer unzurechnungsfähigen Zunge abhängig sehen wollte.“

D. hat den Entschluß gefaßt, keinen Schnaps mehr zu trinken; ich selbst bin kein Mäßigkeitsapostel; wer aber den Instinkt der Natur und die Herrschaft über den Schnaps verloren hat, für den ist vollständige Entsaugung ein harter, ein einmaliger, aber ein notwendiger Kampf. Ist N. nicht stark genug für wenigstens ein Jahr geistigen Getränkes zu entsagen, und fällt er nicht in ganz überlegene weibliche Hände, so bleibt sein Name „verkommenes Genie“. Mache Dir nun klar, was er kann, und aber, was mehr Zeit nimmt, was er nicht kann; ich bedauere ihn, wenn er fallen sollte, muß aber über ihn hinwegschreiten.“

Adolf Kufmaul fährt in seinen Mitteilungen fort:

„In der Nacht, die der Schlacht von Cerro Gordo, am 18. April 1847, vorausging, auf der Feldwacht unter dem leuchtenden Sternenhimmel des feindlichen Landes, schweiften die Gedanken des reinigen Sohnes über das Weltmeer zur fernern Heimat, zum Grabe der Mutter, zu dem treuen, in nimmermüder Sorge sich verzehrenden Vater; seinem gepreßten Busen entquoll ein tief empfundenes Gedicht:

Memento mori!
Sohn der Verzerrung, laß Gedanken
hinüber übers Weltmeer schwanke,
Nicht alles wirst du wiederfinden
Wie einst im Lande deiner Sünden.
Memento mori!

Im Schoß der Erde ruht der Kummer,
Der Himmel ist des Todes Schlummer,
Noch hör' ich ihre Worte wehen:
„Wir werden uns nicht wiedersehen!“
Memento mori!

Und du, gekrenzt Herz, aus Gluten
Der Wunden Liebe nur zu bluten,
Mißbrauchte Grobmut ohne Ende,
Ach, daß ich je vergelten könnte!
Memento mori!

Lebt wohl! Schon nahen die Geschütze
Heran zur Schlacht; schon zuden Blitze;
Durch Radt und Blut die Fahnen wehen;
Ob wir uns jemals wiedersehen?
Memento mori!

Zuletzt, bei der Erstürmung Tschepulstepes, zerschmetterte ihm eine Kugel den rechten Oberarm. Der Arzt wollte den Arm abschneiden. „Nein, Doktor!“ protestierte er, „den Kopf, aber nicht den Arm!“ Das Glied blieb erhalten, wurde wieder brauchbar und kräftig, nur bezeichnete eine fastgroße Knochenverdickung (Callus) noch beinahe zwei Jahre nachher, als er im Herbst 1849 nach Hause kam, die Stelle, wo der Knochen zerplittert worden war. Als ich fragte: „Wo hast du die Splinter hingbracht?“ lächelte er listig: „Ich habe sie an vielen Orten versenkt, im See der Hauptstadt Mexiko, im mexikanischen Meerbusen, andere im Mississippi und Ohio, etliche im Atlantischen Meer und der Nordsee, die letzten im Rhein und Neckar.“ — „Warum denn so auseinander?“ — „Die Sache ist leicht zu begreifen, mein lieber Bruder, du weißt ja, wir müssen im Fleische auferstehen, und ich bin ein großer Sünder. Ruft mich die Weltpoesie vor das jüngste Gericht, so gewinne ich Zeit, und es mag manches Jahr vergehen, bis ich meine Knochen zusammengefunden habe.“

Eine echte Landsknechtznatur! Er ist nach Nordamerika zurückgekehrt, überschickte mir das Manuskript der Geschichte seiner Abenteuer nach Kändern, wo ich mich als Arzt niedergelassen hatte, und

schrieb dazu: „Die Union hat mich reichlich mit Land bedacht und mir eine Pension ausgesetzt, so daß zeitlebens für meine Bedürfnisse wohl gesorgt ist. Die siehst, ich habe es ohne Gelehrsamkeit weiter gebracht, als du mit deinem Studium.“ Im fernem Westen, als ein Farmer und ehrwürdiger Patriarch, starb er vor wenigen Jahren (das muß also um die Jahrhundertwende gewesen sein. D. Red.) im Kreise seiner Kinder und Enkel.“

Soweit Adolf Kufmaul, der 1850 bis 1853 in Kändern praktizierte. Entweder hat Rudolf in seinem Brief an ihn geklunfert mit der Pension auf Lebensdauer, wie wir aus den vorstehenden Briefen Sommerichs und Wagners an Eichrodt erfahren haben, oder aber, was wahrscheinlicher ist, hat Adolf Kufmaul in seinen „Erinnerungen eines alten Arztes“ absichtlich, um den Abschnitt nicht zu sehr auszudehnen, oder unabsichtlich, indem er die Daten der Briefe verwechselte, in denen das von der Pension geschriebene stand, diese Sache erwähnt. Denn noch unterm 10. Juni 1860 schrieb Rudolf aus Chicago an seine Jugendfreunde Eichrodt und Moritz Frey (den nachmaligen Ministerialrat) folgenden Brief:

Die artgewohnte Hand greift endlich zu der Feder,
Das weckt im Vaterland der Freunde Klagegezer,
Und still steht der Verstand, zieht mein Apoll vom Feder.

Heraus denn mit dem Fledermisch! Auf die Gefahr hin, abermals, und zwar vom geistlichen und weltlichen Gericht verbrannt zu werden. Aber Eure letzten Briefe haben mich angefeuert, schreibt Euch selbst die Folgen zu. Vor allem gratuliere ich Euch zu Eurem ungetriebenen Jugendmut, zur Heirat, und zu Eurer beiderseitigen unwandelbaren Freundschaft. Da Ihr auch stets an mir Anteil nehmt, so muß ich Euch ein Weniges von mir schreiben, mit der aufrichtigen Bescheidenheit, die große Männer und große Lumpen vereinigt. Große Männer habe ich immer hochgeschätzt, und da Alle schließlich darin übereinkamen, wenn man recht viel gelernt, so sehr man erit recht, daß man ein großer Esel sei, so hab' ich gar nichts gelernt und werde manchmal ein großer Lump; denn etwas muß man doch sein. Ich will mich poetischer ausdrücken. In etwas Edlem und Höherem, das in mir lebt, hab' ich nie gezweifelt, nur gebracht es mir an Geduld und Einsicht, es mit dem rechten Zauberstab zu wecken; ich fühlte und wartete zu, wo ich hätte handeln sollen. Seit ich zum erstenmale auszog, den Abulfades zu fangen, machte ich eigentlich nur eine wilde Jagd auf mich selbst. Manchmal schien mir zwar, ich sei dem Kerl auf der Spur, doch schnell verlor ich mich wieder und streifte umher, ein umgekehrter Söhlmühl, ein Schatten, der seinen Schöpfer (des Schattens) sucht. Stets unbefriedigt, fand ich zwar noch nicht, was ich suchte, hie und da dennoch was Gutes, und die Hoffnung blieb mir immer noch. Zwischen den Gebildeten und Ungebildeten schwebend wie zwischen Himmel und Erde, von beiden Klassen abgestoßen und angezogen, war ich, mein Leben zu machen, auf die letzteren angewiesen, und so glück mein Leben dem Gange eines Nachtwandlers, dessen zeitweiliges Erwachen nie angenehm ist.

Ich versprach Euch Aufrichtigkeit, drum will ich kein Hehl daraus machen, daß ich befehrt bin und an eine Vorkehrung glaube. Jeder Spott noch Kritik kann einen vielgeprüften Glauben umstoßen. Tüchtrücken, zu Eurem Troste sei es vermerkt, befehrt mich freilich nicht, noch der Blitz und Donner im Pulverdampf. Erst seit meiner zweiten Ankunft in Amerika ward es mir in meinem unstillen Leben klar, daß mich ein wohlthätiges Walten der Vorkehrung umgibt, deren milde Hand mich in vielen Akten unwiderleglich beistand. Ohne Rucker zu se'n, konnte ich doch schon mit Gellert rufen: Was wär' ich ohne Dich gewesen! Ja, ich kann sagen, nicht auf innerer, sondern äußerer Offenbarung beruht mein Glaube. Ich gebe Euch auch gern zu, daß meine Vorkehrung nicht wie die anderer Gläubiger ist. Im Gegenteil ist viel Menschliches an ihr, gesunde, handgreifliche, lebenslustige Materie, an Gewicht wohl über meine zweimalhundert Pfund. Ihr wißt nun schon, meine Vorkehrung ist Wendelin, der Alte. Da sie aber selbst kommt, mich abzuholen, ein Glas zu leeren auf das Wohlsein — seines Sohnes, der heute Nacht die Welt betrat, so bemerke ich noch kurz, ich bin in der Stadt, wo ich zu bleiben gedente, um an der Seite meiner trefflichen Ziegenmutter und Wendelins ein neues Leben zu beginnen. In Eile wegen der Vorkehrung

Euer Rudolf Kufmaul.“

War auch Rudolfs religiöse Einstellung damals noch sehr zweifelhafter Natur, so haben wir doch aus dem „Memento mori“, daß er ein gutes Herz hatte. Auch sein sorgloses Ende, von dem Adolf Kufmaul sprach, zeigt, daß er kein Taugenichts, sondern nur ein Tüchtigkeits in seiner Jugend war. Und wir können noch einen weiteren schönen Zug hinzufügen, wenn wir lesen, was der Amerikanerarzt Dr. Wilh. Wagner nach dem großen Brande in Chicago an Eichrodt am 18. Januar 1872 schrieb. Nach einer ausführlichen interessanten Beschreibung des großen Brandes, wobei Wagner sein Hab und Gut verlor, teilt er noch mit:

„Am meisten Freude aber machten mir die anspornenden Bemühungen — besonders um mein leibliches Wohlergehen — zweier Freunde weit hinter dem Urwald. Ich brauche Dir wohl kaum zu sagen, daß der eine der „hämonische“ Holzhauser, Dichter und Philosoph im Winter von Wisconsin, Rudolf Kufmaul heißt. Kaum hörte er die Kunde von der Zerstörung, so schickte er mir sofort „alles Geld, was er zu Hause hatte“, schlachtete sein liebtes schönstes Schwein, lud seine Büchse, zog hinaus in den Wald und sorgte dafür, daß während der Feiertage unsere Tafel sich beugte unter der Last der Wachteln, Truthähne, Wildgänse, Hasen u.“

Aenne Fath-Kaiser / Walzerlegende

Der Bretterboden im Saal der „Linde“ wogte sacht unter den schweren Schuhen der Tanzenden. Von den Stirnen der Musikanten rannten die großen Tropfen eifriger als die Töne aus ihren schlechtgestimmten Blechinstrumenten. Doch gaben sie sich alle Mühe und wickelten ihr Programm ab nach Pflicht und Schuldigkeit: Schieber und Dreher und Rutscher. Das junge Bauernvolk, das mit derben Füßen gut und fest in seinem Werttag stand und nun auch der sonntäglichen Lust des Tanzes fast wie einer Arbeit oblag, schob, drehte und rutschte im Schweize ihrer Angesichter. Manchmal warfen die Musikanten einen dröhnenden Marsch aus den großen Mäulern ihrer Instrumente, dann stielzen die Tänzer gravitatisch hin und her und nannten das „ein moderner Tanz“, Dnestep oder Fortrott oder welcher exotische Name ihnen gerade einfiel.

Von den an die Schmalseite des Saales gerückten Tischen her sahen die Aelteren den Tanzenden zu, deren Biergläser bewachend. Unter ihnen saß seltsamerweise das schönste aller im Saal anwesenden Mädchen. Unsagbar lieblich und traurig wie eine von Zypressen tief verschattete Kirchhofrose verharrte sie stumm und unbeweglich inmitten der lebhaften, gesprächigen Umgebung. Die dunklen, feuchtschimmernden Augen waren auf das Tanzgewühl gerichtet, aber sie sahen blicklos hindurch, fernhin auf ein einjames Grab in französischer Erde. Dort ruhte ihr Liebster, dem sie von der Schulbank her angehangen und der noch im letzten Jahre des großen Krieges hatte hinausziehen und dort im Feindesland sterben müssen. Mit ihm schien alle Lebenskraft seines Mädchens ins Grab gesunken. Ein stetes Frieren wie bei Greisen, die keine Eigenwärme mehr besitzen, zitterte durch ihren schlanken Körper, stumpfe Dämmerung des Verzichts ließ keinen Strahl der Jugendsonne mehr in ihre Seele dringen.

Die Eltern zogen mit dem gemütskranken Mädchen von Arzt zu Arzt, sie machten Reisen, besuchten Bäder und Kurorte mit ihr. Aber das arme Kind schreckte vor jedem fremden Menschenantlitz zurück und sank um so tiefer in nächtliche Schwermut, je weiter man sie von der Heimat entfernte. Als denn keine Arztkunst, kein Heilmittel anschlagen wollte, verfielen die verzweifeltsten Eltern in ihrer Hilflosigkeit auf einen gar seltsamen und einfältigen Heilungsversuch. Sobald im Dorfwirtshaus die Musikanten aufspielten, schleppten sie das traurige Mädchen unter die Tanzenden, in der Hoffnung, es möchte die allgemeine Lust und Lebensfreude doch auch einmal in ihr verdüstertes Herz hinüberschlagen.

Folgsam tat die schöne Schwermütige der Eltern Willen, sah wie ein dunkler Nachtfalter im farbenstrotzenden Bauerngarten und ließ Musik und Lärm an sich vorüberbrausen wie das gewohnte Gefreisch des väterlichen Sägewerks.

Da tat sich auf einmal die Türe auf und drei ein wenig verwiterte, aber gleichwohl von bewußtem Leben und geistbefruchteter Jugend edel gestraffte Männer betraten den Saal. Der eine trug die Geige, der andere drückte die Mandoline an sich, der dritte trillerte einladend auf der Flöte. Sie baten, um Abendimbiss und Nachtquartier spielen zu dürfen, als wandernde Studenten, die das Betteln noch nicht gelernt hatten.

Die Musikanten, ihres Taglohns sicher und schon recht ermüdet und erhibt, hatten nichts dagegen einzuwenden, und die unersättlich Tanzenden schrien begeistert Zustimmung.

Die fahrenden Gesellen mochten sich schon durch manches Dorf weitergespielt haben, sie kannten die landesüblichen Tänze und sprangen mit hurtigem Tongellengel frisch mitten in die fortgeschrittene Lustigkeit. Das war nun freilich ein anderes Tönen! Die Musik strömte wie edler Wein durch die Sinne und Glieder der Tanzenden, halb dunkel, süß und schwer, bald flüssig funkelnd und belebend, dann prickelnd, wirbelnd, aufpeitschend. Die Mandoline zirpte in süßem Wohlklang, die Flöte zwischerte, „siff“ und jubilierte wie fenkrunkene Vogelkehlen, die Geige aber sang, beforzte und bezwang mit selig unwiderstehlichem Zauber.

Der sie meisterte, war ein hochgestellter Blonder, der erst ganz leichthin, fast gleichgültig den Bogen führte, während die Blicke

der blauen Herrenaugen belustigt über der schwebenden Tanzschar kreiften. Dann aber fing sein Auge sich fäh in dem mondreinen und kühlen Gesicht der schönen Traurigen. Er stutzte, wurde unruhig, eigenwilliger umschlossen die Finger jetzt den Bogen, den Mittler seines Willens und seiner Macht. „Warum tanzte jenes Mädchen nicht? Hatte sein Spiel über sie allein keine Macht?“

„O, wie lockte, lachte, befohl und bettelte jetzt die Geige! Und plötzlich ging sie, treulich von den Kameraden geleitet, in eine Walzermelodie über.“

Die Tanzenden stockten einen Augenblick, dann stürzten sie sich mit einem Jubelschrei in den lustvollen Wirbel. Bald begann es auch in den Alten zu zucken und zappeln, sie konnten nicht widerstehen, mußten nochmals den schönsten Tanz ihrer Jugend probieren. Eins um das andere grauhaarige, altersgekrümmte Paar schob sich schämig und selig hinter dem Tisch hervor. Selbst die lahme Marie ließ die Krücken stehen und wadelte possierlich mit dem gichtsteifen Hannes herum. Selbst der asthmatische Väcker, der nicht um seinen Bauch herumlangen konnte, drehte sich mit der langen Soffe, die sonst so schwindelig war, daß sie umsank, wenn man sie von rückwärts anrief.

It's nicht, als schössen goldene Fäden zum Herzen des traurigen Mädchens, wollten es umspinnen und hochziehen zu Tanz und Lust; it's nicht, als sprängen goldene Sonnenfunken aus dem blauen Augenhimmel des Geigers herrisch und gewalttätig in die Dämmerkeit ihres Gemütes? Aber sie verschloß sich und wollte dem süßen Zauber keine Gewalt über sich einräumen.

Doch jetzt brach in dem jungen Geiger ein leidenschaftlicher Trotz auf. „Du mußt tanzen!“ rief sein Blut der Widerpenstigen zu und der wilde Wunsch strömte aus abertausend Strahlenbündeln der Fingerzehen in die Geige hinüber, daß sie wie das Leben selbst, wie die Stimme der Luft, der Liebe, der Seligkeit selber tönte, und die Klangwogen der Donauwellen als himmlische Bonnestut über Mann und Weib hereinbrachen, alle Schwere, alle Trübe, alle Traurigkeit hinwegspülend.

Jetzt tanzte, was Beine hatte im langen Saal, in der Nebenstube drehten sie sich drängend, im Hausflur tauschten die Füße, selbst Gockel und Hinkel, Tauben und Täuberich, Enten und Gänse kreiften Klangverzaubert im Hof, sicher tanzten auch die Pferde und Kühe im Stall, und die dicke Mohr mit ihren vierzehn Sprößlingen. Nur ganz allein die traurige Schöne stand böß und dunkel an der gefalsten Wand und bewegte die Füße nicht.

Die Blicke der zwei prachtvollen jungen Menschen brannten ineinander wie lange, grelle Flammen, der Geiger erblaßte bis in die Lippen vor gestockter Leidenschaft. Langsam zog er sich jetzt gegen den Saalausgang zurück, ohne das Mädchen aus dem Blick zu entlassen. Die Kameraden folgten, es folgte bezaubert Paar um Paar.

Ueber alle Köpfe hinweg befohlen und baten die blauen Augen: Komm! Komm!

„Nein“, stammelte ihr letzter Widerstand, als aber der Blondschoß des Geigers in der Dämmerung des Hausflurs unterging, war es dem Mädchen, als wiche der letzte Lebensschein aus ihrem Herzen. Widerwillig und doch sehnsüchtig unterlagen ihre Füße der zwingenden Melodie. Als letzte folgte sie dem Spielmann auf den Dorfanger, den herrlich weiten Tanzplatz.

Ganz sacht, ganz langsam näherte sich der Geiger der Abseitsstehenden in Widerstand und Verlangen Zitternden. Ueber alles Begreifen süß und betörend warb die Geige. Da plötzlich war's, als zerbreche die dunkle Wolke über dem Gemüt des Mädchens und der Sonnenstrahl der Jugend drang schimmernd hervor: Mit einer zagen, halb willenlosen Bewegung wie eine Traumende hob sie den Arm und leate ihn um die Schulter des blonden Mannes, in sanfter, weicher Anmut drehten sie sich langsam im Tanze.

Wie die Nachtigall im Jasminstrauch schluchzte und lauchzte die Geige.

Klara Bahrenburg / Zwei Gedichte

Die Zeit.

Die Zeit nimmt uns die Tage aus der Hand
Und wirft sie lässig ins Vergangene.
Es ist uns nichts bekannt
Als Gegenwart,
Und vor uns steht
Das Ungewußte nur, das Dichtverhangene.

Es birgt die Zeit den tiefsten Trost
Und Fluch zugleich,
Sie zieht aus dem Bereich
Von Glück und Leid
Hinaus uns mit in gleichem Schritte.
Und unaufhaltsam schreiten wir den Weg
Wie Traumgebannte, aus der Mitte
Unserer Gegenwart
Zus Unbekannte.

Mein Leben.

Ob du wohl ahnst,
Daß dein Leben die Erde ist,
In die unrettbar tief
Sich mein Wurzeln gesenkt?

Ob du es weißt,
Daß deine Liebe der Regen ist,
Der diese Wurzeln
Meines Lebens tränkt?

Und wenn einmal
Erde und Wurzeln im Durst verderben,
Dann muß auch meine Seele sterben.